

Pech.

Humoresk von Karl Nobe.

Wenn Einer Pech hat, dann kann er ein Sod voll Gold finden, es ist — Pech für ihn. Wirklich, ich — ferne das. Zu der Spezie dieser Pechvogel gehörte Fritz Mehlhose. Ich weiß nicht, ob es noch mehr Leute gibt, die Mehlhose heißen; aber das weiß ich, so verschiedene Begriffe Pech und Mehl auch sind, für Fritz wurde selbst sein Name zum Pech. Hatte der gute Junge als langaufigelochener Oberleutnant ein Eisenbium erworben und durfte mit demselben, einem langgelegten Wünsche Folge gebend, an eine Fortschulstule abgeben.

„Mehlhose heißen Sie?“ fragte ihn der neue Ordinarius.

„Ja wohl, Herr Professor, Fritz Mehlhose!“

„Machen Ihrem Namen alle Ehre!“ Und dabei schaut der Herr Professor mit satirischen Blicken an Fritz's langem Zeichnam hinab.

„Sind des armen Kerls funkelnagelneue schwarze Bürkinburden, die er sich express für diesen feierlichen Moment zugelegt hatte, aber und über mit Mehl bestäubt. Er hätte aus der Haut fahren mögen.“

„Kloppen Sie, bitte, die Mehlhose erst aus, mein Lieber. Hier in der Fortschulst Akademie haben wir wohl Hofen an, aber — keine Mehlhosen.“

Fritz wollte hinaus, und das Gelächler der ganzen Klasse folgte ihm nach. Auf dem Flur des Schulgebäudes bemerkte er die Ursache seines Unheils. Maurer hatten dort ein paar leere Spitzstühle aufgestellt, die er beim Eintritt übersehen und gestreift hatte.

Fritz kam in die Klasse. Der alte Oberlehrer von Westernhagen nahm ihn zu sich. Das war wiederum ein Glück für Fritz. Der alte Herr von Westernhagen war nicht nur ein gebiegender, prächtiger Herrmann, er war auch ein väterlicher Freund seines Fleines. Das war doppelt angenehm, denn hatt eigener Söhne hatte ein paar häßliche Dichter, Wadische freilich noch, aber — das ist ja für den Fortschüler gerade das erwünschteste Mißgeheim. Eines schönen Tages sollten einige ältere Kiefernbesitzer seine Schätze gegen die Kiefernvaupen „gekauft“ werden.

„Vere und Trine Westernhagen rümpften die Näbchen.“ Da mocht man sich wieder die ganzen Kiefernvaupen, wenn man durch den Wald geht.“

„Das sollen Sie nicht, meine Damen.“ bestellte sich Fritz mit ritterlicher Keckheit zu sagen, „lassen Sie mich nur machen.“

Er war kaum mit den notwendigen Bureauarbeiten fertig, da härmte er schon mit Büchse und Patronenlosche in den Wald hinein.

„Hört mal, Peate, Unfall! Bringt die Thier-Kinge weiter oben an, geht mal so —“ Fritz zeigte an dem Stamme hoch.

„Ja —“ die Waldarbeiter trauten hinter ihren Ohren, „Sie können's gut sagen Herr Fortschüler.“ Es hat aber nicht über so lange Beine, wie Sie —!

„Dummes Zeug!“ Fritz sah sich nach den herbeigekommenen Thierrenten um, „Mal her damit! Will Euch zeigen, wie Ihr das macht!“

Die Arbeiter rollten ein Faß heran und richteten es auf. Inzwischen war auch der Herr Oberlehrer mit Peate und Trine in den Wald gegangen. Sie sahen von fern des Fortschülers sonderbare Dispositionen.

Fritz ließ das Thierfaß dicht an einen Baum schieben, stieg hinauf und begann den Thiererring um den Stamm zu ziehen.

Während der Herr Oberlehrer und seine beiden Bedienten waren auf Sprachhöhe herbeigekommen, gab der Faßdeckel unter Fritz's Füßen nach, und der lange Fortschüler sank langsam in den tiefstehenden Theer hinein.

Wie er aus dem Faße herausgekommen ist, das ist Fritz niemals klar geworden. Er sah sich nur noch neben demselben stehen, den Steinkohlentheer triefend und vor sich den Herrn Oberlehrer mit Peate und Trine, alle drei Thränen lodend. Dann hörte er den Herrn Oberlehrer rufen: „Jetzt können Sie sich Pechhose nennen, Sie — Mehlhose!“

Das verschmupte Fritz gewaltig. Das heißt, nicht die Worte des Herrn Oberlehrers und auch nicht das Thierfaß, wohl aber das laute und mehr als lustige Lachen, mit welchem die beiden Bedienten das Wort „Pechhose!“ wiederholten, so lange er noch Fortschüler war.

Doch auch das erreichte sein Ende. Eine solbatische Karriere konnte Fritz nicht einbringen, da er zu lang und zu dünn war. Der war es für ihn ein wahres Wunder, daß ein Dandee-Fürst Gefallen an seiner Gestalt fand und ihn zu seinem „Oberjägermeister“ ernannte. Wirklich, das war so gut, als ob er einen Saß voll Gold gefunden hätte, denn — an Schnupfen oder einem leichten Verschmupftsein litt Fritz Mehlhose, Dandee seiner perfekten Vergangenheit nicht, und das war die Hauptlücke bei seiner Heiligkeit.

„Nichts ist mir widerwärtiger, als — Schnupfen Personen“, hatten Höchstdieselfen zu bemerken gerührt, als Fritz empfangen wurde, „es ist mir deshalb lieb, daß Sie von dieser Schwäche frei sind.“

Zu Fritz's Obliegenheiten gehörte es, die Heiligkeit auf die Jagd zu begleiten. Eines Tages machten Beide einen Versuchung durch den Forst. Heiligkeit liebte hiesige Viehschänge ganz besonders, und außerdem hatten die Reservierherren gemeldet, daß sich seit einigen Tagen ein Capital — Hirsch, Vierundzwanzigender, wahrscheinlich aus dem benachbarten Forst-

terlichen Forste eingeschunden habe. Fritz hatte alle Hände in Bewegung gesetzt, um aber den Standort des Thieres unterrichtet zu sein und die Heiligkeit an daselbe heranzuführen zu können.

Da hatten sie den häßlichen „König der Wälder“ vor sich, auf einer Lichtung stehend, prächtig zum Schuß auf's Blatt.

„Hoh!“

„Se. Heiligkeit hat schon die Büchse an der Wade — da — weiß der Teufel auch, muß der Pechvogel Mehlhose, der in seinem ganzen Leben noch nicht verschmupft gewesen ist, ein so phänomenales Niesen überkommen, daß nicht nur der Vierundzwanzigender, sondern auch Se. Heiligkeit, der Fürst, entsetzt zur Seite springt und die Kugel des Leuten — ein Loch in die Luft reißt.“

„Herr —“ der Fürst war bleich vor innerer Erregung, „ich denke, Sie schnupfen nicht —“

„Dabei war er seine Büchse über die Schulter und schritt waldein, ohne die Entschuldigung des armen Mehlhose abzuwarten. Der aber bekam an demselben Morgen schon seinen „gnädigen Abschied.“ — Pech!

Freilich — Trine von Westernhagen hat er nachher doch noch geheiratet, aber — daß ihm auch da noch irgend ein Pech bevorsteht, ist sicher; denn wenn der Mensch Pech haben soll — hat er Pech.

Gute Kameraden.

Skizze von Edmund Berg.

Neben der Brombeere drüben am Waldsaume sitzt ein junges Paar. Die schlanke Mädchenfigur hat einen Kranz rother Federcken und blauer Kornblumen auf das braune Haar gelegt und steht nun lächelnd den jungen Mann an, der auf dem Rücken liegend träumerisch durch das Baumgäste nach dem blauen Himmel blickt.

„Und als er sich umwendet und sie ansieht, nicht er ihr freundlich zu.“ Wirklich, Trine, es sieht allerliebste aus. Weißt Du noch, damals als Kinder, als wir „Mann und Frau“ spielten, hattest Du auch solch einen Kranz. Und ich wollte Dich durchaus küssen. Ach ja, es war eine schöne Zeit! Setzte er seufzend hinzu.

„Ist sie denn jetzt nicht mehr schön?“ fragte das Mädchen mit leiser Stimme.

„Nein, Trine, Du weißt nicht, was man als Künstler für Sorgen hat. Wenn ich doch nur erst Nachricht über mein Bild hätte.“

„Aber was hast Du davon, gewinnst Du auch wirklich den Preis? Ist es nicht genug, daß Dir Deine Kunst innere Befriedigung gewährt?“

„Nein, nein, tausendmal nein! Ich will bekannt und berühmt werden, denn dann, dann kommt die Zeit, da ich mit Zinsen einrichten werde, was ich tolllos bei Tag und Nacht gearbeitet habe. Dann werden sie sich vor mir bücken, sie, die meine Liebhaber! Jetzt verachten und verspödeln. Aber warte, ich werde es ihnen heimzahlen.“

„Sie steht ihn traurig an, und als er es bemerkt, lächelt er ihr beruhigend zu.“

„Wir, Trine, bleiben natürlich die Alten. Wie werde ich denn meine treue Freundin vergessen, die zu mir gehalten, wenn mich die Andern verhöhnten.“

„Nein, Trine, wir bleiben, was da auch kommen mag, stets gute Kameraden.“

Der Tag ist vergangen und die Abenddämmerung bricht leise herein. Trine sitzt in der Laube des großen Gartens und blüht gedankenvoll in den feinen, bläulichen Dunst, der über die Fluren heraufgezogen. Sie denkt an die Scene vom Morgen zurück, und ein weiches Gefühl überkommt sie. Wie hatte er doch gleich gesagt? „Gute Kameraden?“ War sie ihm wirklich nicht mehr als ein „Kamerad“?

Sie denkt der Kindertage, wie sie zusammen gespielt, wie er dann fort mußte nach der großen Stadt, um zu studieren. Damals hatte er Abschied von ihr genommen, hatte sie geküßt, drüben im Schatten der alten Kirchhofmauer. Sie wußte die Stelle noch ganz genau, denn oftmals war sie nachher noch dort gewesen und hatte sich mit Entzücken das lässige Gefühl zurückgerufen, welches sie überkommen, als seine Lippen die ihrigen berührten.

Dann, noch kaum zwei Jahren, war er zurückgekehrt. Er hatte sein Studium aufgegeben, weil er fühlte, daß er zum Künstler, zum Maler geboren.

Schülern und erwerbend war sie ihm entgegengetreten, aber er hatte ihr undeutlich die Hand geschüttelt.

„Nun, Trine, warum denn so scheu? Wenn ich auch ein Künstler geworden, so bin ich doch immer ein Sterblicher.“

„Ach — deswegen war sie ja nicht scheu. Was ging sie der Künstler an. Den Menschen wollte sie haben, den jungen, feurigen Mann von damals. Sie hatte sich das widersehen so ganz anders vorgestellt, und nun — nun war sie verletzt und enttäuscht. Sie hoffte im Stillen, daß der Verkehr mit der Zeit wieder herzlich werden würde, aber auch darin hatte sie sich getäuscht, es blieb etwas Fremdes zwischen ihnen, das nicht schwinden wollte. Er schien es vergessen zu haben, daß er sie damals geküßt und die seine kleine, süße Braut“ genannt hatte.

Während sie sich aus ihren Träumen auf, stieg nächste sich jemand, und dann stand er vor ihr, zitternd vor Freude und Aufregung.

„Trine, rief er, „Trine, mein Bild hat den ersten Preis erhalten, hier die Depesche. Ich komme, Dir noch solch Auktionen zeigen, ich reise sogleich nach der Residenz.“

Ihr liebliches Gespräch ist ganz das geworden und ihre Stimme zitterte, als sie ihn nun fragte, wann er wiederkomme.

„Ich weiß nicht, Trine, ich weiß nicht, vielleicht überhaupt nicht mehr. Meine Zukunft liegt nun förmlich vor mir; aber so meine doch nicht, Mädchen, ich werde Dich ja nicht vergessen, Dich, meinen guten Kameraden.“

Es ist Winter. In dem vom Kaminfeuer behaglich durchglühten Zimmerchen mit der kostbaren Ausstattung liegt ein junges Weib, die äppigen Glieder mit einem zottigen Väsenselle bedeckt, und blinzelt mit halbgeschlossenen Augen nach der rothen Gluth in der Ecke. Das zarte Gesichtchen sieht müde und gelangweilt aus, und nur widerwillig blickt sie die Liebholden des jungen Mannes, der sich zärtlich zu ihr hinabbeugt.

„Nach einem Kaff, Florence,“ bittet er, „und nähere seine Lippen ihrem Munde. Aber sie drängt ihn zurück und wendet das Köpfchen ab.“

„Liebt Du mich nicht mehr, Florence?“ fragte er.

„Nähe mich doch nicht, Robert!“

„Florence, was ist Dir?“

„Nichts!“

Und plötzlich wendet sie sich lebhaft zu ihm: „Du hast seit Monaten nicht geschlafen, Dein großes Bild steht noch immer unvollendet im Atelier.“

„Weil meine Liebe zu Dir größer, als zu meiner Kunst ist.“

Sie zuckt verächtlich die Schultern. „Wenn ich nur Liebe gewollt, glaubst Du, ich hätte dann Dich genommen? Ich würde einen Künstler zum Gatten, einen Mann, auf den ich stolz sein könnte.“

„Also liebt Du mich nicht?“ Sein Gesicht ist leuchtend geworden. Sie steht es, und kommt etwas wie Mitleid über sie.

„Lieben, lieben? Ich weiß nicht, was „lieben“ heißt. Ich habe Dich ganz gerne, Robert, so — wie soll ich sagen, so etwa wie einen guten Kameraden.“

Göt auf das indische Vaudern Gurer Kleinen.

„Nun höre mir aber endlich einmal auf, von Müller's Händchen zu erzählen.“ So unterbricht vielleicht der geistreiche Papa des Ploppermädchens, das mit glänzenden Augen von dem neuen Freund erzählt, die so weit, weit hergekommen ist, und nur einen Kopf größer ist, u. u. u.

„Vertrauen hält die Kleinen inne. In wie fern habe ich nun Unrecht geäußert?“ lautet ihre stille Frage. Nach ihrer Meinung muß alle Welt von Händchen entsetzt sein; warum also der Papa nicht? Letztere Frage bleibt offen für sie, aber von der Stunde an wird sie nur mit Wangen dem Papa, der ja fast böse geworden, von ihren kleinen Leiden und Freuden erzählen.

Sie kann ja nicht wissen, ob er nicht einmal wirklich böse wird. Dazu kommt, daß sie des Grundes der unangenehmen Sachlage mit ihrem Kinderkopfe nicht habhaft werden kann. Sondern steht sie da und starrt mit ihren großen Augen auf die Schneefläche da draußen.

Dem emsig arbeitenden Hausherrn fällt es in diesem Augenblicke auf, daß sein Herzklopp so still geworden. Er steht zu ihr hin und hofft sie bei irgend einem Spiele zu finden, ist aber nicht wenig betroffen, als er sie so nachdenkend da stehen sieht. Wie ein Blitz durchzuckt ihn der Gedanke an das Vorgefallene und die Beziehung zwischen Klänge und Wirkung. Er sucht den Erziehungsfehler, den er gemacht, wieder gut zu machen. Die Kleine wieder aufzumuntern fängt er sogar selbst jetzt von Händchen an. Aber der Schmelz von dem Phantasiegebilde des Kindes ist weg, und dem Gepulser zeigt jene entzündete Ursprünglichkeit, jenes beseligende Vertrauen. Wochen, Monate werden vergehen, bis Dank der peinlichen Pflege das alles sich wieder einstellt. Vielleicht, leider Gottes, ist das unbedingte Vertrauen des Mädchens auf immer dahin. Vielleicht zeigt sie sogar Mißtrauen und entfremdet sich das besetzte Elternherz mehr und mehr. Wie anders, wenn das Kind dabei die Stelle schätzen lernt, wo man ihr und fähigen hat für seine Leiden und Freuden. Da verliert sich das jugendliche Herz nicht, sondern liegt offen da vor den Augen der Eltern, die nun mit leichter Mühe in die Wälder des empfindlichen Gemüthes die Gedanken und Grundzüge eintragen, die während und beruhend ihr Kind durch's Leben geleiten sollen. Vertrauensvoll wenden Sohn und Tochter sich an Vater und Mutter um Aufklärung; je nachdem eilt das Mädchen zu ihrer mütterlichen Freundin und lächelt, an ihrem Herzen ruhend, ihre kleinen Geheimnisse. Dort schlüpf die arme Seele, wenn das Unglück mit rauher Hand ihre Hoffnungen blühen knickt, bis sie sich beruhigt unter dem Ton der lieben Stimme. Eine von Eberkeitung und Klugheit getragene Freundschaft verbindet Vater und Sohn. Der Keim zu einem solchen Familienleben liegt in Kinderherzen. Pflegen wir ihn.

Wah! Hasanen und —

Aus der Berliner Gesellschaft wissen die „Hamburger Nachrichten“ ein Geschickliches zu erzählen, welches so niedlich ist, daß wir es hier weiter plaudern wollen: Er war bis vor Jahresfrist einer der nettesten Lebensmänner Berlins, auf dem grünen Rasen, hinter dem Gasliffen und in den intimen Cabines bei Dressel und Hüller, ebenso bekannt auf den Parquets unserer Salons. Vor Jahresfrist trat zum Entsetzen seiner Freunde und einer kleinen Reihe sonstigen Bekannten der große Umwälzung ein. Er verheiratete sich und — wie die böse Welt sagt, nach der Hochzeit verliebte sich in seine eigene Frau. Und das war wirklich kein Wunder, denn sie ist ein bezauberndes Fräulein, schön,

liebenswürdig und klug. Man sah ihn fast ein volles Jahr lang nur in Gesellschaft der reizenden Gattin, und man gab ihn verloren.

Aber das Unglück wollte, daß der Verfäher in Gesellschaft seines besten Freundes aus Petersburg nach Berlin verkehrt wurde und eines schönen Decembertages den alten Bekannten zu einer Partie tinte aufbereitete, die er mit seiner — hm! — seiner Freundin nach Dresden unternehmen wollte, in dessen Nähe ihm ein verständiger Ratel eine prächtige Herrschaft hinterlassen hat. Dabei war ja nun eigentlich nichts außer der Freundin. Diese erschien aber unsern guten — sagen wir so hat! denn doch als ein arger Stein des Anstoßes für einen armen Ehemann; er sagte ab, aber die spöttischen Reden seines einstigen Kameraden so vieler vergangenen Stunden brachten seine guten Absichten schließlich doch zum Bankrott und zum Scheitern. Unter dem Vorwande einer Jagdpartie verabschiedete er sich von den häuslichen Pflichten, und die kleine Baroness brachte ihm höchst eigenhändig das Centralfeuer-gewehr mit dem lächelnden Waidmannsgesicht:

„Viel Pech!“

Und als besagter Lothar am dritten Tage heimkehrte — er hatte sich herzlich süßlich amüßigt und war ein bedrückendes Schuldgefühl nicht los geworden, da empfing ihn die Gattin wieder mit einem Lächeln auf den roten Lippen:

„Nun? Wie war's? Und die Jagdbootte, Du trefflicher Nimrod?“

„Ach! Hasanen und —“

„Und das Alles mit diesem Gewehr?“ unterbrach sie ihn.

Er bejahte, sie aber öffnete den Hinterteller und brach in Thränen aus — denn im Laufe der ihre Witternarte, die sie am Tage der Abreise hineingesteckt, die kleine misstrauische Baronin.

Es ist dem guten Lothar glücklicherweise gelungen, sein Fräulein durch ein solches Gebändnis und tiefe Reue zu verschonen — nicht gleich freilich, aber doch allmählich! Welch gute Frau geht denn auch über Wehndachten hinaus mit Streifen's neue Jagd! Er durfte neulich sogar wieder nach dem Club kommen, der reuige Sünder, und da erzählte er zur Warnung selbst die Geschichte:

„Woher hatte aber ihre Frau Gemächlin die gefährliche Kugel?“ fragte ein Bekannter.

Lothar scherte einen Augenblick — dann sprach er heraus: „Ich hab's auch wissen wollen, und Aha hat mir's überredet; Mama machte es immer so, wenn Papa zur Jagd fuhr.“

So eben hat Göt und Recht —

Das größte Kunststück.

Ein Geschickliches aus dem Leben. Der Prestidigitator B. . . . war ein Pumpenne par excellence und eine ganz besondere Force seinerseits bestand darin, die empfangenen Darlehen zu — verpfänden; so, er faunte bei einer etwaigen Mahnung den Gläubiger betari an, daß dieser häufig selbst in Zweifel geriet, ob er dem B. . . . seiner Zeit wirklich mit einem kleinen oder größeren Darlehen unter die Arme gegriffen oder nicht.

Der Aßessor Wehn gehörte auch zu den Opfern des Raubkünstlers, und wenn er von ihm auch nur mit einem Thaler gestraft worden war, so war das bei der Gehaltlosigkeit des jungen Juristen doch schon ein Verlust, den er sich am Bier absparen mußte.

Eines Tages mit einem Freunde im Cafe beim Domino Abend, gewährte er, wie B. . . . in das Local tritt.

„Sieh da,“ sagt er zu seinem Pollur, „dort ist ja der Raubkünstler B. . . . Der Kerl hat mich vor einem halben Jahre um einen Thaler angepöppelt mit dem Versprechen schnellster Rückgabe. Mein Gott, er ist lüch! Ich was meinet? Denke gar nicht dran.“

„O,“ erwidert der Freund, „den Thaler wollen wir schon wieder kriegen; den B. . . . kenne ich genau, pass' mal auf.“

Und sich nach der Richtung wendend, in der derselbe am Tische sitzend gemächlich seinen Mokka schlürfte, rief er: „Er B. . . . auf ein paar Augenblicke; es handelt sich um etwas Neues in Ihrem Genre.“

Sofort erhob sich B. . . . und befragte die beiden Freunde in cordialster Form:

„Ah, meine verehrten Herren, sehr obliegt, Ihnen meine Referenz machen zu dürfen. Sprechen Sie nicht soeben von etwas Neuem auf dem Gebiete meiner Kunst? Sie wissen, das interessiert mich ungemein.“

„Es ist zwar nur eine Kleinigkeit, aber doch von so frappanter Wirkung, daß man sich zu den bedeutendsten Kunststücken zählen kann; ja, Sie wissen, auch das Kleinste läßt sich zum Größten gestalten, und so ist denn auch — ich übertreibe nicht! — dies Kunststück das größte in seiner Art.“

Sie mochten mich ungemein gespannt auf dasselbe! Darf ich Sie bitten, mir die Sache zu zeigen? Ich sage Ihnen im Voraus meinen besten Dank!“

„Bitte, bitte,“ lehnt der Freund des Aßessors denselben ab, „Sie dürfen versichert sein, es geschieht gern. Also gehen Sie,“ mit diesen Worten öffnet er sein Portemonnaie und sucht eine Bille in dem metallenen Inbalt desselben herum.

„Ich behauere, habe leider keinen prächtigen Thaler bei mir.“

„Hier,“ fällt B. . . . ein, „damit kann ich dienen, und überreicht das gewünschte Geldstück.“

„Also aufgepaßt!“ commandirt jetzt der Freund Behn's, „Abrocadabra!“ und sich zu dem Aßessor wendend und diesem den Thaler gebend, sagt er hinzu: „Da, steht Ihr in Dein Portemonnaie.“

„Nun, Herr B. . . ., wie gefällt Ihnen die Sache?“

„Sie sagten mir von einem Kunststück, dem größten in seiner Art, ich sehe nichts dergleichen!“ rufte dieser befreundet.

„Erlauben Sie, mein Herr, es ist entschieden das größte Kunststück, von Ihnen einen Thaler wieder zu erhalten, den Sie pumpten.“

Ein Liebesbrief.

Der Oberlehrer des Oberbundesgerichts Haller hat dieser Tage einen armen Scherz erlebt, den er selbst folgendermaßen erzählte: Er war zu seinem Haus-arzte in Washington gegangen, um ihm einen Besuch abzustatten. Der Arzt hatte erst kurz zuvor einen neuen Diener angenommen, welcher Haller nicht kannte; als er diesem die Hausthür geöffnet hatte, lud der Diener den Oberlehrer in dessen Arbeitszimmer zu erwarten. Der Besucher nahm an einem Tische Platz und der Diener legte mehrere Bogen Schreibpapier vor ihn und brachte Feder und Tinte zur Stelle. Auf Haller's Frage, was er mit dem Schreibmaterial thun solle, sammelte der junge Mann in höchster Verlegenheit die Bitte, für ihn einen Liebesbrief zu schreiben; er habe, so sagte er, drüben auf der grünen Insel einen herzigen Schatz zurückgelassen, dem er gern Nachricht von sich geben möchte, da er aber des Schreibens unfähig sei, bitte er den fremden Herrn, für ihn den Brief zu schreiben und sich damit bis zur Rückkehr des Arztes die Zeit zu vertreiben. Haller, welchem das Ansuchen höchst ergötlich erschien, ging darauf ein und schrieb den Brief nach dem Dictate des jungen Järländers.

Altmawechsel.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß das Klima auf der Erde im Laufe von Jahrhunderten sich ändert, wenn die Ursachen dafür auch nicht erkennbar oder mindestens noch freilich sind. Manche Bäume, z. B., die sich früher im nördlichen Frankreich fanden, findet man jetzt nur tief im Süden des Landes vor. Langweide zeitigt keine Limonien mehr; und in Boufflon ist der in der Vorzeit dort heimische Orangbaum völlig verschwunden. Die Lombardische Pappel, sonst eine häufige Erscheinung auf alten französischen Kupferstichen, wird jetzt kaum noch auf französischem Boden gefunden. — Noch größere klimatische Veränderungen müssen in Deutschland in der Vorzeit eingetreten sein, als das früher bei Mitteldeutschland heretreibende sogenannte Meer von Fontainebleau für Deutschland ein weit gleichmäßiges Meeresklima bedingte, während dort jetzt wenigstens zum Teil ein Binnenlandsklima mit Temperaturreizen im Sommer und im Winter herrscht.

Rechtswort.

„Nicht wahr, in dem ganzen Aufstreten der Baronin liegt Chio?“

„Sich! Ich es kann ich gerade nicht viel darin finden.“

Notiz.

„So oft ich zu Hause bin, höre ich Sie! Sie singen wohl sehr gerne!“

Rechtswort.

„Leiden schafflich!“

„Dann würde ich es aber doch leeren!“

Rechtswort.

„Nicht wahr, in dem ganzen Aufstreten der Baronin liegt Chio?“

„Sich! Ich es kann ich gerade nicht viel darin finden.“

Rechtswort.

„Nicht wahr, in dem ganzen Aufstreten der Baronin liegt Chio?“

„Sich! Ich es kann ich gerade nicht viel darin finden.“

Rechtswort.

„Nicht wahr, in dem ganzen Aufstreten der Baronin liegt Chio?“

„Sich! Ich es kann ich gerade nicht viel darin finden.“

Rechtswort.

„Nicht wahr, in dem ganzen Aufstreten der Baronin liegt Chio?“

„Sich! Ich es kann ich gerade nicht viel darin finden.“

Rechtswort.

„Nicht wahr, in dem ganzen Aufstreten der Baronin liegt Chio?“

„Sich! Ich es kann ich gerade nicht viel darin finden.“

Rechtswort.

„Nicht wahr, in dem ganzen Aufstreten der Baronin liegt Chio?“

„Sich! Ich es kann ich gerade nicht viel darin finden.“